

profil exklusiv
Was wirklich in Caspar Einem
Stapo-Akt steht

profil

DAS UNABHÄNGIGE NACHRICHTENMAGAZIN ÖSTERREICHS



Ein Jahr blaumachen

Traumziel Arbeitspause –
Träumerei mehr Jobs?



FPÖ-Wahlkampfauftakt
**Ausländer raus,
die zweite?**

Ein Leben als „Drogen-Mutter“
**Das grausame
Prinzip Hoffnung**

Österreich & die Stasi
**Der Fall
Schlaff**



lichkeit näherrücken, endlich die Sprache der Gallier zu erlernen, ausgedehnte Kulturreisen zu absolvieren, viele Bücher zu lesen oder das lang erträumte Semester als Harvard-Gasthörer einzulegen.

Auch wenn's vorerst nur Visionen oder vage Gedanken sind, allein die Vorstellung, endlich tun zu können, was man schon lange tun wollte, aber einfach aus dem verfluchten Zeitmangel nicht tun konnte, befreit Kopf und Seele.

Damit nicht nur Köpfe und Seelen der Ärmelschoner-Brigaden befreit sind, legte der Vorsitzende der Privatangestelltengewerkschaft, Hans Sallmutter, in der Vorwoche sein eigenes Urlaubsschäufel nach: Nicht nur die Beamten, auch die Privatangestellten sollten ein „Sabbatical-Modell“ bekommen. Nach fünfjähriger Arbeit sollten sie das Recht haben, bei Fortbestand aller arbeits- und sozialversicherungsrechtlichen Ansprüche auf die Dauer von maximal einem Jahr aus dem Betrieb auszuscheiden.

Während die Beamten nach dem Schlögl-Vorschlag in der arbeitsfreien Zeit 80 Prozent ihres gesetzlichen Gehalts erhielten, schwebt Sallmutter für die Privatangestellten die Auszahlung des Arbeitslosengeldes ohne die üblichen Auflagen vor. Der Betrieb müßte dafür allerdings einen Langzeitarbeitslosen einstellen. Auf diese Weise, so Sallmutter, wäre sein Modell für die Arbeitslosenversicherung kostenneutral.

Der Leiter der sozialpolitischen Abteilung der Bundeswirtschaftskammer, Martin Mayr, hält davon gar nichts: „Das ist ja völlig praxisfremd. Der Neue bräuchte ja ein halbes Jahr, bis er eingearbeitet ist. Ich hab' nix gegen das Prinzip, aber das ist ein Minderheitenprogramm.“

Auch Maria Hofstätter, Leiterin der Forschungsabteilung des Arbeitsmarktservice, ist skeptisch: „Das geht vielleicht in Großbetrieben, wo es in einer Abteilung mehrere Spezialisten gibt, aber in den vielen Klein- und Mittelbetrieben sehe ich das nicht. Außerdem werden's die Unternehmer nicht wollen.“

Hingegen ist Wolfgang Tritremmel, Leiter der sozialpolitischen Abteilung der Industriellenvereinigung (IV), schon froh, daß endlich Bewegung in die Szene kommt: „Ideen sind gefragt, man muß sie nur marktfähig machen.“ Die IV sei für vernünftige Lösungen jederzeit offen und habe keinerlei Berührungängste gegenüber GPA-Sallmutter: „Es gilt, kluge Modelle zu finden, die allen Beteiligten etwas bringen.“

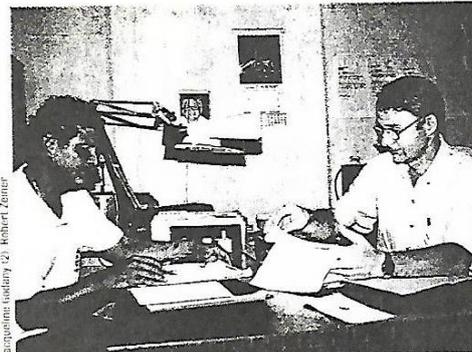
Immerhin, so scheint es, hat Staatssekretär Schlögl mit seinem Vorstoß die erstarrten Denkschemata aufgebrochen. Zwar ist die Idee nicht gerade neu – sie funktioniert beispielsweise in Dänemark schon seit mehr als zwei Jahren, und der Direktor des Europäischen Zentrums in Wien,



KARENZNEHMERIN HÖFLE Reisen und malen



KARENZNEHMER PLUNGER Zwei Jahre Nicaragua



KARENZNEHMER HAUSZER (o. re.), KITTL-SPELITZ (re.) Entwicklungshilfe, Buch-Mitarbeit, Reiseberichte



Bernd Marin, geht damit seit Jahren hausieren –, aber eine gute Idee aufzugreifen ist auch schon was.

Für ihn sei auch wichtig gewesen, so Schlögl, daß man den öffentlichen Dienst nicht ausschließlich mit Sparen verbindet: „Wir als Arbeitgeber Staat müssen auch positiv etwas verändern, innovativ denken, neu gestalten. Auch auf Dienstgeberseite gibt es sehr eingefahrene Strukturen.“

Die Suche nach neuen Wegen ist in der Tat überfällig. Flexibilisierung ist angesagt, die sowohl den Bedürfnissen des Arbeitnehmers wie jenen des Betriebes oder des Arbeitsmarktes entgegenkommt. Erste Ansätze gab es schon in den achtziger Jahren, als einige Betriebe, Banken und Versicherungen die Gleitzeit einführten. Seit 1993 gibt es auch die Gleitpension: Ab 55 (Frauen) beziehungsweise 60 Jahren (Männer) kann man seinen Arbeitseinsatz auf beispielsweise 75 oder 50 Prozent reduzieren, zahlt aber weiter den vollen Pensionsbeitrag und erhält sich somit den vollen Pensionsanspruch.

Jetzt geht es Schlag auf Schlag: Schon diese Woche wird im Arbeitsmarktservice das dänische Sabbatical-Modell vorgestellt. Und Experten des Wirtschaftsforschungsinstituts reisen dieser Tage nach Kopenhagen, um sich das Modell und seine Wirkung auf den Arbeitsmarkt vor Ort anzusehen. Seit dänische Arbeitnehmer zwischen einem halbjährigen Elternurlaub, einem ganzjährigen Fortbildungsurlaub oder einem

einjährigen Sabbatical ohne Zweckbestimmung wählen und dabei 80 beziehungsweise 100 Prozent des Arbeitslosengeldes beziehen können, ist die Arbeitslosenquote (1993: 12,3 Prozent) deutlich gesunken. Das Programm ist derart populär, daß es sogar zu einem Engpaß bei den Krankenschwestern gekommen ist.

Die aus den USA stammende Sabbatical-Idee hat ursprünglich mit Arbeitsmarktpolitik nichts zu tun. Sie fußt auf der Überlegung, daß Motivation und Kreativität der Mitarbeiter durch jahrelange Alltagsroutine sukzessive sinken. Daher müsse man die Möglichkeit schaffen, daß der Mitarbeiter seine Batterien wieder aufladen kann. So haben beispielsweise die Redakteure des „Time Magazine“ alle fünf Jahre Anspruch auf einen dreimonatigen bezahlten Urlaub. IBM-Mitarbeiter können ihren Urlaub ansparen und nach einem Zeitraum von drei Jahren ein halbes Jahr aussteigen. Bei Hewlett-Packard gibt's „Freizeit-Konten“, und der Chemie-Riese DuPont schickt seine qualifiziertesten Mitarbeiter zu Sabbaticals auf Elite-Universitäten.

In Österreich existierten solche Sabbaticals bisher nur in Ansätzen. Seit 1982 haben beispielsweise Journalisten nach zehn Jahren Verlagszugehörigkeit Anspruch auf maximal ein Jahr unbezahlten Karenzurlaub, wobei der Verlag den Unternehmer-

anteil der Sozialversicherung trägt. Während im Institut für Höhere Studien (IHS) ein Sabbatical-Modell diskutiert wird, können die Mitarbeiter des Wirtschaftsforschungsinstituts (Wifo) schon jetzt vier Monate Bildungsurlaub nehmen.

Auf ganz anderer, arbeitsmarktpolitischer Ebene liegen die zahlreichen Teilzeit-Modelle, die inzwischen in etlichen europäischen Ländern praktiziert werden, um im Gegenzug Arbeitslosen einen Job zu verschaffen. In den neuen deutschen Bundesländern beispielsweise konnte man durch Job-sharing 14.000 arbeitslose Lehrer wieder in die Schulen holen. Zwar werden dadurch keine neuen Jobs geschaffen, aber, so der Arbeitssoziologe Bernd Marin, „die Langzeitarbeitslosen sind nicht mehr so langzeitarbeitslos“.

In Österreich wird jetzt immerhin ein Anfang gemacht. Staatssekretär Schlögl, der seine Gesetzesvorlage im Herbst einbringen will, denkt an eine fünfjährige Testphase, weil von vornherein klar ist, daß das Modell nicht in jedem Bereich gleichermaßen funktioniert und für jeden Beamten gleiche Gültigkeit hat. So wird man beispielsweise einen Sektionschef nicht ohne weiteres für ein volles Jahr auf Urlaub schicken können. Daß der Arbeitgeber Staat auf unüberwindliche organisatorische Probleme stößt, glaubt Schlögl ganz und gar nicht: „Wir haben im Jahr 1000 bis 1500 Frauen in Karenz und können das gut lösen.“

Der Vorsitzende der Gewerkschaft öffentlicher Dienst, Siegfried Dohr, hat so auch umgehend seine Zustimmung signalisiert, sofern das Modell auf Freiwilligkeit beruhe.

Die geringsten Probleme schafft das Modell bei den Lehrern: Während der eine (ältere) Lehrer ein Jahr ausspannt und auf diese Weise das in dieser Berufsgruppe häufig auftretende Burnout-Syndrom abbaut, kann in dieser Zeit an seiner Stelle ein ansonsten arbeitsloser Junglehrer einspringen. Weil der ältere Lehrer aber in der Regel über eine schulfeste Stelle verfügt, verdrängt er mit seiner Rückkehr den Junglehrer wieder von seinem Arbeitsplatz.

Auf diese Weise wird zwar eine eigene Kaste von „Springern“ entstehen – aber immer noch besser, als der Junglehrer hat keine Arbeit und bleibt draußen vor der Tür. Der ältere Lehrer kann inzwischen seine Batterien aufladen, er ist dann wieder um vieles leistungsfähiger, wie Beispiele belegen. Denn schon bisher konnten öffentlich Bedienstete (unbezahlten) Karenzurlaub nehmen, allerdings war der Wunsch zu begründen, was künftig nach dem Schlögl-Modell wegfallen wird.

Laut Unterrichtsministerium machten im Jahr 100 bis 150 Bundeslehrer von dieser Möglichkeit Gebrauch. Kaum ein Ansuchen wurde abschlägig beschieden, selbst

wenn die Karenzzeit sieben, acht Jahre betrug. Ab dem sechsten Karenzjahr war allerdings das Kanzleramt um Erlaubnis zu fragen.

Karenzferne Lehrer schildern die Wirkung des Ausstiegs auf Zeit in den grellsten Farben. Die heute 40jährige Volksschullehrerin Sieglinde Kovac¹⁾ kehrte Anfang der neunziger Jahre für ein Jahr der Schule den Rücken, vor allem, um eine Zeitlang streßfrei zu leben. Fünf Wochen lang fuhr sie kreuz und quer durch Thailand, las viele Bücher, verbrachte viel Zeit gemeinsam mit Freunden und jobbte schließlich als Aushilfskellnerin in einem Hard-Rock-Lokal, das von zahlreichen Punks frequentiert wurde.

Schon deshalb dürfe sie nicht mit ihrem richtigen Namen in der Zeitung stehen, denn nach dem Beamtendienstrechtsgesetz hat der Beamte „in seinem gesamten Verhalten darauf Bedacht zu nehmen, daß das Vertrauen der Allgemeinheit in die sachliche Wahrnehmung seiner dienstlichen Aufgaben erhalten bleibt“. Ähnliche Passagen finden sich im Landeslehrerdienstrechtsgesetz.

Jedenfalls berichtet Kovac, sie habe durch ihre Ausflüge in andere Welten, durch den Umgang mit ganz anderen Menschen neue „Kraft getankt“. „Ich bin mobiler geworden, selbstbewußter, ich lass' mir nichts mehr gefallen.“

Auch Dorit Kittl-Spelitz, Deutsch- und Französischlehrerin am Wiener Berufsförderungsinstitut (BFI), zehrt bis heute von ihrem unbezahlten Karenzjahr 1992/93: „Es ist für das Selbstwertgefühl wichtig, sich zu fragen: Kann ich auch was anderes als unterrichten?“ Denn besonders Lehrer liefen Gefahr, sich in einer Einbahnstraße zu bewegen und „nie über ihre Nasenspitze hinauszuschauen“.

Kittl-Spelitz arbeitete als Stylistin an einem Kochbuch mit, verbrachte einen Monat in Frankreich, fuhr gemeinsam mit ihrem Ehemann, einem Fotografen, einige Monate durch Australien und Neuseeland und schrieb Reportagen für verschiedene Fachpublikationen. Jetzt macht ihr die Schule neuen Spaß.

Ihre Fach- und bfi-Kollegin Ingrid Höfle, 39, nahm ein Karenzjahr, weil sie sich nach neun Jahren Schuldienst erschöpft fühlte. Sechs Wochen verbrachte sie in Frankreich und begann anschließend als „Hobbykünstlerin“ mit Seidenmalerei. Danach fühlte sie sich „wie ausgelüftet“.

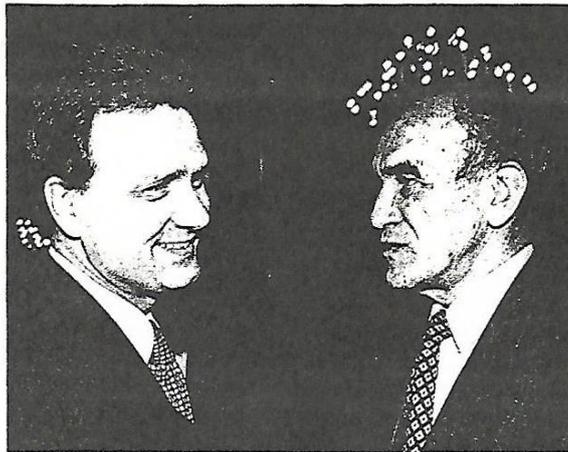
Etliche Lehrer gingen jahrelang in Karenz, um als Entwicklungshelfer in einem Dritte-Welt-Land zu arbeiten. Der heute

¹⁾ Name von der Redaktion geändert.

44-jährige Bruno Plunger, HTL-Lehrer in Braunau am Inn, der insgesamt elf Jahre als Entwicklungshelfer in Neuguinea, Bolivien und Nicaragua tätig war, sieht dadurch sein Leben „positiv verändert“. Wenn er heute mit gleichaltrigen Kollegen diskutiert, denkt er: „Mein Gott, sind die eingefahren, nicht offen, unflexibel, so alt.“ Für seinen Brotberuf hat er die wichtige Erkenntnis gewonnen, „daß alles, was ich ohne Gefühl und ohne Beziehung lerne, wieder verblaßt“.

Auch Martin Hauszer, Berufsschullehrer im steirischen Eibiswald, betrachtet nach zwei Jahren Tätigkeit als Entwicklungshelfer in Nicaragua Lernprozesse anders als zuvor. Ihm fällt auf, „wie sehr wir theoretisieren. Wir gehen nicht vom Wissensstand des Lehrlings aus, sondern von der Buchseite 117.“ Hauszer hat aus Nicaragua gleich mehrere Erkenntnisse mitgebracht: erstens, daß man zum Ziel auch auf ganz andere Weise kommen kann, als wir uns das vorstellen; zweitens, daß Menschen, die nichts besitzen und einen täglichen Kampf ums Überleben führen, „eine Lebensfreude aufbringen, von der wir uns ein Scheiberl abschneiden könnten“; und drittens, daß die Österreicher ein ängstliches und verklemmtes Volk sind.

Viele Aussteiger auf Zeit, insbesondere jene mit Auslandserfahrung, formulieren fast wortgleich: daß sie diese Erfahrung



SCHLÖGL, DOHR Innovatives Sabbatical-Modell für Beamte

„nicht missen“ möchten, weil dadurch ihr Leben „bereichert“ oder gar „verändert“ wurde, daß sich vieles „relativiert“ hätte, daß sie Österreich heute „anders, kritischer“ sehen, ohne deshalb das Land weniger zu mögen.

Aber solche Aussteiger auf Zeit sind hierzulande noch immer eine Rarität. Selbst an den Universitäten gebe es „viel zu wenig Mobilität“, klagt Sigurd Höllinger, zuständiger Sektionschef im Wissenschaftsministerium. Als Beispiel nennt er das jährlich mit fünf Millionen Schilling dotierte Programm „Wissenschaftler für die Wirtschaft“, in dessen Rahmen Uni-Beamte karenciert und an Betriebe verliehen werden,

um dort innovativ zu arbeiten und dann mit Praxiserfahrung wieder an die Uni zurückzukehren. Bis vor einigen Jahren hatten das Programm jährlich 20 Wissenschaftler genutzt, „jetzt sind's praktisch null. Ein etwas aufregender Befund“ (Höllinger). Es gibt wohl die Firmen und das Geld, aber keine Bewerber.

Während Mediziner ohne Berufserfahrung im Ausland, vorzugsweise USA, kaum mehr habilitiert werden, sitzen Geisteswissenschaftler besonders fest. Der seinerzeitige Wissenschaftsminister Erhard Busek hatte aus Zorn über die Immobilität vieler Wissenschaftler das Institut für Kulturforschung (IfK) gegründet, um ausländische Gastwissenschaftler ins

Land zu holen. IfK-Sekretär Lutz Musner: „Die Geisteswissenschaften sind hierzulande sehr national orientiert. Das Problem besteht vor allem an Instituten, wo es keine Qualitätsorientierung gibt.“

Nicht selten spielt dabei eine österreichische Eigenart mit – die Angst vor Veränderung und vor neuen Ideen. Wifo-Experte Norbert Geldner, der in den „sehr fruchtbaren“ Sabbatical-Ideen eine Chance zur kulturellen Weiterentwicklung, zu mehr Lebensqualität und zu einer humaneren Gesellschaft erblickt, spürt schon die Widerstände: „Daß man, bevor man überlegt, wie man's organisiert, sagt: Jessas na, schon wieder a neues Problem.“ ■